

**Offener Schreibbrief von Philip Sauerampfer's Better, John Stramper.**

Copyrighted 1906 by H. H. COLLMAN.  
New York, den 14. Dec. '98.



Mr. Editor!  
Gestern bin ich nach New York und in die Zivilisation zurückgekommen und ich bin froh, daß ich net mehr mit die Dägos herum trüble muß. Monnie hen ich net viel home gebracht; es hat dichst gelangt, böt ich hen e gut Dieb von dem Dntel sei alte Schloff lösegeschlage und hen em jede Cent davor bezahlt, so sagt der Dntel: „Well John, Du hast dich gethan and weil Du for Dich sei Profit net gemacht hast, so will ich Dir annah 50 Dollar for dei Trubel gebe. Well ich war rielle höpreiß, denn der Dntel is sonst net so liberal, böt ich hen hühn erpierenhd, daß se hier von e jede Felloh, wo von dem War ritörne thut, e Hiera mache. Die Kent and die Jennie seie auch gleich herunnergecome and denn hen ich erzähle misse, bis ich mir ahmofte mich Dschahs ausgerent hat and se hen immer noch Quesshönns geäst and wolle alles misse, wie es in den War zugehe thät. Wo ich seinnell alles gefagt harowe, was ich wisse that, meint die Jennie: John wir harowe geht Abend e Mielung in dem litterarie Club; da kannst mit mir hingeh, es macht immer e sein Impression, wenn man mit e Hiera von dem War dahn komme thut. Du brauchst net zu sage, daß Du Söttler warst, sätell Dich nur als einer von die Feltgers vor, denn werde se Dich alle slättere and Du werst e seine Zeit harowe.“ Wohl reist Jennie, anhere ich, böt den Weg wie ich auskute thue, kann ich net gehe, so will ich erst Daum-Taum and mir e neue Suht and e Dvertoat laufe, so daß ich e diehert Appierenz mache thue.“

Well ich bin denn auch los an e Kleidermacher and bin an e Kleidermacher geome, wo se e arokes Schein „Misfit Parlors“ vor hatte and se hen will seine Suht in ihr Schow-Window gehet. Wo ich mir noch die Suht arunde thut, kommt der Proprietor heraus and sagt: Viber Freund, thue se nur hereinkomme, ich seh schon was se brauche and wenn se in mei Schlober e seine Suht net vor die Häst friege thue, was se in annere Schlobers beahle misse, so thu ich en Ihre umsonst geve. Wo er e Suht vor mich auspidet thut, simart er: „Se misse wisse, daß Se in meine Schlober sei kommen Schogahs friege thue, böt onke sein zu Order gemachte Köch, wo die Köchler misse net fitt thäte; ich hen ebaut e Dofend Tailors, wo nir thue als Misfits for Köchler misse, wo mer denn zum balbe Preis hier im Schlober verkaufe thue. Jennie hat er e Kost and West ausgespidet and sagt: „Dieser Kost and West ware von dem Alderman von unfer Distrikt geordert. Er wollt e seine Suht harowe, bötich er sollt am Idenia e Spielisch mache im Reform Club gegen die Verschwendung im Citty Government.“ Böt an demselbe Morgen hen se en negen Viduels arrested and denn nach Sing Sing gehant and weil er da sei Suht for seine schwarze Suht harowe, so hen ich e behalte misse. Drißhülle hat er \$45 Dollars gefocht; ich thu en Ihre vor \$15 geve. Well ich hen en angetreid and er that auch gut fitt, so hen ich en \$10 geoffert, and er äußerte: „Se sollen en harowe, kann ich \$30.00 dem Luße, so kann ich auch \$35.00 Luße and ich gleich en net mehr in mei Schlober zu sehe, betohs ich fühl horrie for den Alderman and der Suht thut mich immer an en eimeinde. Denn hat er e Pähr Pänts ausgespidet and wo er die uff den Kaunter legt, thut er heise and sagt: „Allemal wenn ich die Pänts sehe, thut es mir e Schlich dorhs Herz geve.“ Diese Pänts ware for e junge Mann, wo beirate wollt and er hatte die Kollor ausgespidet, weil se zu die Komplexschön von sei Breid mätfche that. Böt am Morning, wo die Wedding seie sollt, hatte die Breid ihre Komplexschön geahschäncht. Well der junge Mann ist West geange and tei Mensch hat nir mehr von em gehört, die Breid is an geordnete Herte gefhorbe and die Pänts seie an meine Händ hänge geblibe. Se sollte \$12 fochte, böt se könne se vor \$6.00 harowe. So äußere ich, \$4.00 seie auch enoff, denn zu meinem Göl ihre Komplexschön thäte se auch net mätfche. „Ahl reibt“, äußert er, ich will se Ihre davor lasse, denn es thut mich allemal heise mache. Wenn ich die Pänts sehe and an die arme Breid denken thue. Denn hat er mir noch e schwarze Dvertoat, wo unner Pröiden \$40.00 merkt sein sollte für \$10 verkauft and ich bin mit meine Parajns Home.

Wo ich Gome gehe thue, hat's zu schneie gefstert and mei Dvertoat ist welt georde. So thu ich in der Achsen an den Rändsch hänge and nach e Schlund war er trode, böt er hat auch sei Komplexschön geahschäncht gehet, denn inkehle schwarz war er ganz grien georde. Well, ich hen gedent, ich sollt verplage and thue mei Dvertoat nehme and bin wieder zu die Misfit Parlors, wo ich dem Proprietor e Vieh von mei Meind geve harowe. „Well“, sagt er, „lasst Se mal den Dvertoat sehe, was is denn der Mäler mit em?“ Denn sagt er: „Es is nur gut, daß Se ri-

tour getomme seie, ich hen e Misfit gemacht and Ihre eine von unfer seie Chamaleon Dvertoats geve, wo ich nach das Wetter ihre Kollor schönge thue. Die fochte \$50.00 mehr wie die fomme Dvertoats, böt hen hen ich e seine warme Ulster, wo se for \$15.00 harowe könne. Er thut net so sein lude, wie einer von die seine Misfits, böt is warm and thut e Reifeim lasse.“ Well, was sollt ich mache, ich hen den alle Ulster genommen and bin home, bötich en Dvertoat mußt ich harowe and der Chamaleon-Koat war ret fitt, um zu e Dogseih mit em zu gebe. Böt ich hen mei Meind uffgemacht, daß nete Mal tei Misfits mehr zu laufe and wenn se for den Pröiden von die Zubereitete Schläs gemacht sind.

Wo ich dem Dntel von mei Parajns erzählt hab, thut er lade and sagt: „Well, John, des is noch net so schlimm, als was mir last Month gehöppend is. Du weisst, ich thue net viel um Kloss geve and den alteKoat, wo ich immer trage thue, hen ich schon sieben Jahr and ich denk, ich thu en noch siebe trage, denn for mich is es lange gut enoff and ich bin so juhäd zu en, daß ich in en annern Koat net temfortabel fühle thue. Well, mei Ate and die Jennie hen mich egal wege geotherd, ich sollt mir e neie Koat mache lasse, se mühte ich schäme, wenn se mit mir ausgehe thäte, böt ich hen rehschüd es zu thue and gefagt: „Ihr Weiber thut schon mehr Monnie for Kloss juhe wie e Felloh schände kann, denn ich denselben Weg scharte wollt, denn können wir hühn unsern Schopp löße. Wo se gefese harowe, daß ich net wollt, hen se gedent, se wolle smart seie and thue zum Tählor am Korner, wo e guter Freund zu mir is and mei Meschur hat, geve and sage, er sollt mir e seine Koat für \$40 mache and wenn ich sei Schopp passe thät, sollt er mich rufe and mir sage, es wär e Misfit and er wollt en aen los seie and ich könnt en for \$10.00 harowe. Die Jennie sagt dem Tählor, wenn der Vater e Parajns schreite kann, thut er en nehme and hier bezahle wir Ihre gleich \$30 druff. Well der Geora lacht and sagt: „Ahl reibt, wir wolle den Ate schon blaue Dunsdt vormache“, and wo ich nach e paar Tag sei Schlober posse thue, hollert er: „Stramper, drei doch mal den Koat an, ich gläube der thut Dir fitt.“ Well er that fitt wie das Päper an der Wand and er sagt, es wär e Misfit and ich könnt en for \$10.00 harowe. Well, hen ich geent, des is e Parajns schäber and sag, „ahl reibt“, geb ihn die \$10.00 and zieh en gleich an. Ich bin denn zum Meil, um ein zu trinle and der Meil sagt: „Stramper, wo haste den seine Koat her?“ „Well, sa ich, es war e Misfit, der Geora hat en mir für \$10.00 verkauft. Ich zieh den Koat aus, das er e sehe kann, er treid en an and er thut ihn auch sein fitt. So sagt er: „Das is e Parajns, schürh enoff, ich thät Dir gleich \$15.00 dafür wieder geve.“ So anhere ich: „Well, Meil, \$5.00 kann man net immer so leicht mache, ich hen doch net vie?“ For den Koat and du kannst ich en für \$15.00 harowe.“ Der Meil giebt mir die \$15.00 and nimmt den Koat, ich zieh mei alte Koat wieder an and wo ich home komme, erzählt ich die Weisheit, wie ich die \$5.00 gemacht hätt. Well, mei Ate is ahmofte gefahndet and die Jennie hat e Gesicht gemacht wie en Aff. Böt ich war \$25.00 auf of Rodet bei die fuhlich Trids von die Weiber. So schlimm is es bei Dir mit dei Parajns noch net georde.

John Stramper.

**Acht. line.**

Eine Weihnachtsgeschichte von Gosiwina von Berleypsh.

Ein alter Park mit herrlichen Bäumen, nahe bei der Stadt, doch so still seitab, als läge er stundenweit von ihr entfernt. Born gegen die Straße zu sieht das Schloßchen, blagelb getüncht, ziemlich vernachlässigt. Die hohen grünen Jalousien sind das ganze Jahr geschlossen, denn der Besitzer, ein reiches Junggeselle, der das „Ding“, wie es da ist, geredt hat, lebt vorläufig noch auf Keifen.

Da kam vor nicht ganz Jahresfrist ein Brief von ihm aus Paris, mit dem Befehl, daß der große Pavillon rückwärts im Parke instand zu setzen sei für einen Künstler, einen Bildhauer, der auf unbestimmte Zeit seine Werkstätte dort aufschlagen werde.

Als in den alten Gärten und Silberpoppeln die Stare jubelten und Weichen auf den stillen Gränden blühten, traf der Angekündigte ein.

Man hatte sich etwas anderes unter diesem Künstler vorgestellt! Ein junger, nicht eben elegant aussehender Mann mit einer vollgepöften Reisetasche in der linken Hand, zur Rechten ein blutjunges Weibchen, großhäufig, blaß vom rauhen Märzwind, der sie in ihrem dünnen Nächden wohl empfindlich anblasen.

Der Hauswart geleitete die beiden, nicht allzu respektvoll, nach dem Sommerhaufe. Wels' eine Herrlichkeit von Bäumen! Wels' eine Stimmung! Die Weiden sahen einander mit glänzenden Augen an. Er lachte still und drückte ihr die Hand, an der er sie wie ein Mädchen führte. Ein Säulenporch empfing sie; verwitterte breite Stufen führten hinan, zwischen denen Gräblichden sproßen. Dann hohe Hügelbüren; dahinter ein luftiger, leerer Seel.

So, da war man also und wollte nun bis auf weiteres hier haufen. Er legte den prall gefüllten Reisefad ein-

weilen nieder, während der Diener die heben Fenster öffnet, die Holzladen aufstiehe. Ueberall schaute die herrliche Natur herin, Ruhe, göttliche Stille. Etwas wie ein Erinnerungsbauch von längst verflungenen sentimentalen Freuden träumte hier. Aber nirgends in dem weiten Räume war ein Möbel, ein Stuhl, auf dem die junge Frau sich hätte niederlassen können. Und sie war müde von der Reise, — sechsunddreißig Stunden Schnellzug von Paris hierher!

„Kommt“, sagte er, kurz entschlossen die Reisetasche an die Wand schließend, „sehe dich darauf, bis wir hier unterhandelt haben.“

Wo war das nächste Gasthaus, wo ein Ofen, ja vor allem ein Ofen zu bekommen, obgleich es dem Frühjahr entgegenging, — dann Bett, Stühle, Tisch. Es sollte ja doch ein kleiner fliegender Hausstand gegründet werden.

Hier?

Ja hier — natürlich, Werkstätte und Wohnung.

Das Frauchen verfolgte stumm, mit rothendem Blut das Gespräch, von dem sie kaum ein Wort verstand. Er hatte ihr versprochen, sie nicht allein zu lassen in einer Miethswohnung, während er den ganzen Tag hier arbeitete.

Der Hauswart betrich die beiden mit den Blicken eines gemätheten Pfundners. Eine feine Gesellschaft schickte sein Herr da herein! Nun, ihn ging sie nichts weiter an.

Ein Gasthaus, ja das war in der Nähe, wenn man da hinten im Parke durch ein Pförtchen hinausging, gleich links; allerdings ein mideres, für gewöhnlichere Leute. „Zum blauen Husaren“ hieß es.

„Das werden wir gleich einmal aufsuchen. Das andere findet sich. Kommt, Schah!“

Er sprach deutsch mit der kleinen französischen Frau, damit sie seine Muttersprache lerne. Sie verstand noch sehr wenig davon, aber sie lächelte mit ihren großen braunen Augen immer so zu ihm auf, als wühte sie dem Sinne nach alles vollkommen, was und wie er es meinte.

Die Schlüssel wurden übergeben, zwei riesenschlüssel; der eine für den Pavillon, der zweite für das borbere Portal und noch einer, ein kleiner, für das bewachte Hinterfürthchen. Damit war die Besitznahme geschehen und volle Freizügigkeit gesichert.

Seitdem hausten sie vergnügt, in iberaler Freiheit, den Frühling, Sommer und beginnenden Winter hier.

Emil war eines größeren Auftrages wegen hergekommen. Daran und an verchiedenem anderen arbeitete er nun mit voller Lust, sein Weibchen bei sich, seinen guten treuen Kameraden, der alle Zeitläufe, magere und fetze, so tapfer mit ihm durchmachte. Ja, sie war ein lieber Kerl! Das zeigte sich jetzt so recht im fremden Lande, in dieser feuch nahe an Robinsonverhältnisse stehenden Einsamkeit, wo sie erit lernte, Hausmütterchen zu sein. Sie wurde prächtig mit dieser Aufgabe fertig — freilich für seine Ansprüche. Die Hauswirthin drüben jenseits der Parkmauer, an die der gemäthete Herr Hausmeister sie gewiesen, half auch recht menschenfreundlich mit. Die sorgte für jegliche Aung, überhaupt für alles, was der Haushalt brauchte. Sie und Frau Cecile wirthschafeten herzlich miteinander, trotzdem keine der anderen Sprache verstand. Einzelne Worte und viel Mimik thaten vollkommen ihre Schuldigkeit.

Daneben sah das gute Weibchen noch emig an ihrer Staffelle und malte Blumenstücke, Stilleben. Sie ließ es sich nicht nehmen, auch etwas zu verdienen, trotz dem Proteste Emil's, der von ihrer „Kunst“ gerade so wenig, als viel von ihrer süßen Schönheit hielt; die hatte ihn einst so mächtig ergriffen, als er das arme Madel in einer der Malkulen zu Paris sich mühen sah, — weih Gott nicht, wie sie naiv geglaubt, ihre Malerei.

Wunderbarerweise hatte Frau Cecile für zwei solche Säckelchen hier auch schon Abfah gefunden, heimlich, „incoognito“ auf ihren Gängen in die Stadt, allerdings für welchen Betrag! Aber sie hielt ihn triumphirend in der geschlossenen Hand, als sie heimkam; sie wollte ihn durchaus nicht zeigen, sondern sagte nur schmeichelnd, zärtlich: „Ecoute! C'est pour — unser Kleines!“

„Ja, unser Kleines“ — sie hatte es Emil zulieb deutsch sagen gelernt — das war jetzt der Dritte im Bunde, obgleich es noch nicht da war. Sie schwagten, lachten, freuten sich über ihr Kind, als läge es schon dort hinter der spanischen Wand, wo die „Wohnung“ etablirt war, in der Wiege. Sie nannte es auch bereits beim Namen. Achill hieß es, denn es mußte natürlich ein Knabe sein und schön werden wie sein Namenspatron. Wer die Paten wüßten? Ha, das wüßten sie selber nicht, — vielleicht einer der Kollegen, mit denen sie Abends öfter in einem Gasthause der Stadt aufzumentamen, recht gemüthliche Leute, sämmtlich ledig. Der eine und andere von ihnen besuchte sie auch in ihrem Gartenhaufe und blieb a la fortune va pot zu Gaste. Das ging nämlich ganz famos mit dem zu Gaste sein; auch dafür war die blaue Hauswirthin Aufsucht und Hilfe. O, sie hatten schon sehr hübsche Bewilligungen erhalten, an Sommer- und Herbstabenden, den Tisch im Freien, wo Frau Cecile freilich stets die einzige Dame war — aber auch die einzig Bewunderte und wie Bewunderte. Die Kollegen fanden sie alle einmüthig sehr schön, von einer mer-

würdig fremden, jungfräulichen Schönheit. Es wurde Emil manchmal schier zu stark, dieses Bewundern, Betrachten, Versunkensein. Dann blieb er eine, zwei Wochen mit seinem Weibchen wie verbanzt in seiner Einsamkeit, im stillen wartend, ob sie nicht endlich wieder hinaus verlange. O nein, sie nicht. Sie war vollauf mit ihm allein zufrieden, und jetzt noch mehr, wo der Winter eingerückt war und der weite Heimweg in der Nacht ihr beschwerlich wurde. Sie hatten von der Pferdebahn noch ein gut Stück zu gehen.

Jetzt war es bei der Lampe, bei dem brat brennenden Kissen so traumlich; die Laden geschlossen, der Theesessel summt; ganz familienhaft war es. Sie lasen, zeichneten, schwagten. Er ging wohl auch einmal allein gegen Abend fort mit dem Vorsatz, beiziten heizumkommen. Wurde es aber doch später, was leicht geschah, so fand er selber, trotz allen Verbotes, sein Weibchen noch auf seiner barrend, bei einer kleinen, mühsam gerathenen Näharbeit. Ja wahrhaftig, er sah sie jetzt zum erstenmal so recht eigentlich näher — große fürchterliche Stiche, bei deren Anblick ihn doch ein Gefühl der Rührung, eines förmlichen hausbadenen Glücks befiel, über das sie beide lachten.

Kurz vor Weihnachten hatte er in Anbetracht des Festes und anderer sommerlicher Dinge von seinen Näharbeiten, für den er eine Brunnengruppe arbeitete, einen Vorstoß erbeten und umgehend mit einem liebenswürdigen Briefe erhalten. Dieser Reichtum zur rechten Zeit versetzte ihn in die gehobene Stimmung.

„Jetzt, Schah, machen wir einen solennen Christbaum!“ rief er, sie umschlingend und mit ihr im Kreise sich drehend. „Hier muß er stehen und da bleibt er — bis unser kleiner Achill ihn sieht — was meinst du?“

Sie blidte strahlend zu ihm auf und nickte.

Er gab ihr sofort von dem Gelse, sehr viel, königlich. „Kauf, was du willst, was dir Freude macht. Wir müssen einen schönen Weihnachtsabend haben, einen glänzenden, fröhlichen! Sellen wir jemand einladen?“

„Non! Nous voulons —“

„Deutsch!“ gebot er, mit dem Zeigefinger dicht vor ihren schönen feelebellen Augen drohend. „Wie heißt's?“

„Al — ein.“

„Bravo!“ Ein Kuß belohnte sie. „Der Bub, sag' ich dir, muß von Anfang deutsch lernen; und du mußt ihn verstehen reden; es wird ohnedies ein kurioses Deutsch werden.“

„Mon petit Achille!“ flüfterte sie zärtlich.

Ein Dienstmann schleppte die riesige Tanne herbei, die Emil mit kritischem Blicke auf Form und Bau der Aeste ausgefucht hatte. Sie erfüllte den ganzen Raum mit ihrem Dufte und dem Rauber ihres warmen Grün.

„Siehst du, es weihnächtelt“, sagt man bei uns, wenn es um diese Zeit so duftet“, beehrte er, als sie nun Abends glücklich wie Kinder beisammen sahen, Nüsse vergoldeten, Äpfel an rothe Bänderchen banden, Sonne, Mond und Sterne, auch Cometen fabriciren — denn dies Jahr war für sie ein Cometenjahr; dann Lebtuchenmenschen, Reiter, Bischöfe, Frauen im Reifrod, Wildkinder, über deren Gesichter Frau Cecile sich todilachen wollte, mit blinzelnden, feinen Fäden versehen. Eine Menge solcher Strähne hatte Er-il mitgebracht, silberne, goldene, in allen Farben spielende, wie lauter Edelstein. Sie beimesten ihn an als eine Erinnerung an die allerfrühesten Jugend, wo ihre poetische Verehrung „Christkindlhaas“ in ihm die wunderbaren Vorstellungen wachgerufen hatte.

„Ist das Wort nicht merkwürdig lieblich? Liegt nicht Poesie darin?“

Er mußte es ihr verdolmetzen. Da ging ein leichter Schein über ihr Gesicht. „Ahl, c'est joli!“ sagte sie träumerisch. Auch in ihrer Phantazie glänzte es auf — von anderen Goldhärden.

Frau Cecile hatte nie einen Christbaum gesehen, überhaupt von deutscher Weihnachtsfeier keinen Begriff. Ihn sollte sie nun am ersten Christabend ihrer Ehe so recht bekommen. Und deshalb verbannte Emil sein Weibchen an diesem Tag für ein paar Stunden außer Haus. Er wollte alle rüsten und sie überraschen. Sie hatte ohnedies noch einen heimlichen Gang in die Stadt vor, um einige kleine Geschenke für ihn zu kaufen. In letzter Zeit ließ er sie nicht mehr gern allein ausgehen. Da kam ihr der Vorfall gerade recht. Sie verabredeten, daß er sie zwischen sechs und sieben Uhr, wenn alles bereit, bei der Hauswirthin drüben, in deren Privatstube sie oft ihren Zwiß nahmen, abholen werde.

Jetzt ging es an die Arbeit, Leiter aus, Leiter ab. Zimmer heiter schmiedte sich der Tannenbaum. Emil sang und pfiff, obgleich der Schweiß ihm auf der Stirne stand, knirscht: auch gelegentlich ein herzhaftes „Zum Donnerwetter!“ wenn die baumenden Säckelchen wieder einmal fast sämmtlich, wie aus Bosheit, ihre Vorderseite nach innen lehrten. Aber schön wurde der Baum! Emil hatte eine ganz kindische ausgelassene Freude. Der erste Christbaum, den er als Hausvater schmiedete! Saha! Wäre ihm das vor einem Jahre prophezeit worden — ausgelacht hätte er jeden. Es war eben sehr rasch gegangen mit seiner Liebesgeschichte, eigentlich ein bischen toll — aber Herrgott! seine Stunde beruete er's. Und dann kam jetzt faktisch das Leben lichter, als zuvor. Man lebte solid, häuslicher; man wußte — was auch

nicht ohne war — den Werth des Geldes endlich recht zu schätzen! Und sie, das gute, herzige Weibchen, wie zührend anpruchlos sie ist — immer zufriedener, immer heiter, auch wenn es einmal mager hergeht, — ein lapteses Weifen, ein goldener Schah für ihr! — Ueber dem Christbaum schmüden verfloß die Zeit übrigens nur so. Es war schon längst dunkel. Emil hatte bezeiten die Blendlampen angezündet. Jetzt sah er auf die Uhr. Alweider! Schon halb sechs! Und er wollte noch Ordnung machen. Feiertäglich muß es aussehen, wenn Cecile kommt, auch der Tisch schon gedeckt und mit den Blumen geschmückt sein, die er für diesen Zweck in einer Blumenhandlung der Stadt extra bestellt hat. Ein Heibengeld war dafür verlangt worden. Aber auch Flieder! Rosen! Mailötschen! — hm!!

Cecile schwärmte gleich allen Französinen für Blumen. Sie sollte heute damit empfangen werden, reich, wie eine Prinzessin von Gellit.

In Eile ging's an die Wollendung. Ein neues Damasttuch wurde über den Tisch gedeckelt, — das und die Servietten hatte er gekauft! Auch die feingebildeten Keschgläser zu dem griechischen Wein, den sie so gern trant. Ein ehler alter Mardopaphne. Man war nicht umsonst bei Caffe; man konnte sich etwas Luxus und Anmuth gönnen. Reichtum ist schön, ist lustig, hat seine Poesie!

Jetzt noch die Stühle zum Tische gerückt, zwei alte gemüthliche Armstühle, die er einmal bei einem Trödler erbedet und gleich erworben hatte — so, nun war er fertig. Emil betrachtete zufrieden sein Werk. Brillant sah es jetzt aus, festlich, geradezu nobel.

Nun fort, sie holen —

Doch halt, noch eines fiel ihm ein: der Christbaum mußte ja brennen, wenn sie kam, selbstverständlich. Also gleich an die Illumination. Er hatte sich zu diesem Zwecke seine Angelrutsche mit einem Kerzchen hergerichtet. Eine gute Erfindung, es ging behende damit. Licht um Lichtchen strahlte auf — da — da — da — von der Spitze herab, rundum, immer tiefer bis zu den breiten Kufen, die schier den Boden berührten. Der ganze Saal war schon voll Glanz, und noch brannten die Lichter nicht alle.

„Klingling! —“

Wer läutete denn jetzt? Etwas eine Ueberausferte Oder? — ein Gedante fuhr Emil blitzschnell durch den Kopf —

Er blies sein Kerzchen an der Angelrutsche aus und sprang mehr, als er ging, zur Thüre.

„Wer draußen?“

Eine matte Stimme: „C'est moi!“

Da stand sein Frauchen, bleich, elend — aber lächelnd; ihr Blick wie eine Bitte um Verzeihung.

„Was ist dir, Cecile?“ rief er entsezt. „Warum hast du mich nicht erwartet?“

„Sei ruhig“, sagte sie in ihrer Mutterprache, „ich wollte früher zu Hause sein — bei dir — ich komme direct aus der Stadt und bin — sehr müde!“

Er umfing und führte sie.

„Ahl!“

Der volle Lichterglanz fiel auf ihr bleiches junges Antlit, — wie verkärt sah sie hinein.

Sie brüdete den Arm, der sie umschlang, und Freudenthränen standen in ihren Augen.

Man soll nie auf Programme bauen!

Statt nun zu bescheeren, jagte Emil durch den nächtlichen Park hinüber zur Hauswirthin. „Einen Doctor! Schnell! Einpennen! Fort!“

Er war wie von Sinnen und fuhr bombantisch zwischen die friedlichen Leute, die gerade beim „schwarzen Fisch“, ihrem Christabendessen, saßen.

„No, no“, sagte die Wirthin, „wo brennt's?“

„Bei uns — lichterloh! Meine Frau ist elend. Kommen Sie nur gleich mit, gleich!“

Sie that es.

Und eine halbe Stunde später war auch ein Arzt schon da, der nächste in der Gegend, den man glücklichweise sofort gefunden. Mit einem Latein wurde er durch den dunklen verschneiten Park geleitet. Bewundern trat er in die festlich glänzende, etwas absonderlich erscheinende Behausung. Sehr schnell war der erfahrene Mann indessen orientirt.

„Siehen Sie unbesorgt, Ihre Frau Gemahlin wird sich schon erholen. Aber Sie sind sehr erregt. Wollen Sie nicht ein wenig ins Freie, um sich abzutütheln?“ sagte er tröstend zu dem rathlosen Gatten. „Thun Sie es ruhig — auf meine Verantwörtung!“

Emil gehorchte. Was blieb ihm anderes übrig? Er war außer sich, er machte das verrückteste Zeug.

Da stand er nun im Dunkeln, die Hände aufeinander gepreßt, die Hände eistalt, geballt in den Taschen. Er verstand den Sternhimmel, die Baumkronen, durch die es allerorten blimmerte, mit läubenden Lid. Dies Ruhe, diese Stille hier! O Herrgott da droben, welche Gegenstände, welche Himmel und Hölle von Wolle, von Qual, welsch wunderbar, ungeahnte Abgründe hat dies Leben! — Dort drinnen brennt der Christbaum — niemand achtet seiner: — da steht der blumengeschmückte Tisch für sie, das arme geliebte Weifen — und er, er rennt wie trunken in der Nacht herum.

Nein, er hielt diese Stille nicht länger aus; er mußte wenigstens an die Thüre gehen, lachen. Ach, ach, spätete er durchs Lichtschloß. Soger da drang die Lichtfülle von drinnen heraus. Jetzt — kommen Schritte näher

— das Lichtlecken vor seinen Augen verbunfelt sich — die Thüre geht auf — Sie prallen fast aufeinander, die biedere Hauswirthin und er.

Sie nimmt ihn bei der Hand mit freudigem Gesicht.

„Gute Nacht in der Höhe! Das Kind ist da“, sagt sie.

„Was? Unser Achill — unser Bub?“ schreit er auf.

„Machen's mit so ein Väm!“

Er rennt blindlings an ihr vorbei, sie schier niederstoßend, um den Christbaum herum. Da kommt ihm der Doctor lächelnd entgegen mit einem Etwas auf den Händen, das ein Mensch geihen oder wenigstens einer werden muß. — „Ja, gratulire Ihnen — ein gesundes, prächtiges Kind!“

Laut lacht der Vater auf; es ist ein schluchzendes Lachen: „Unser kleiner Achill!“

„Nein, mit Verlaub, es ist ein Madel.“

Emil hört es aber nicht; er stürzt zu seinem Weibe, seinem lieben, tapferen Kameraden. — „Cecile!“

„Ahl, füll“, sagt sie leise.

„Aber ein Christkind!“ fügt der Doctor hinzu.

Er kennt schon diese Bubenerwartungen der Herren Eltern, besonders beim ersten, und nimmt deshalb jedes neugeborene Mädchen gegen diese Ungerechtigkeite in Schutz. — „In dieser Stunde, beim brennenden Christbaum geboren, das muß doch etwas Besonderes werden — vielleicht ein weiblicher Achill! Wir leben in der Zeit der Frauenemancipation“, lacht er. — „Jetzt aber rate ich Ihnen, löschten Sie die Lichter an dem Baume und schafen Sie die blühenden Blumen hier weg. Sehr poetisch — ich mache Ihnen mein Compliment, aber momentan nicht dienlich. Die kleine Achilline und ihre Mutter brauchen jetzt Ruhe. Sie können ja das unterbrochene Fest später noch feiern.“

„Achilline — hörtst du?“ fragte Emil sein Weibchen mit einer Stimme, so weich, so zärtlich, daß es wie Nisten und Schälmeinen daraus klang.

Sie hielt keine Hand. „Sei ruhig, si heureuse — si heureuse!“ flüsterte sie.

Der Doctor ging nachher noch in Gesellschaft. Er erzählte das oben Erlebte, schätzte die zwei Menschen, ihre Behausung, die ganze Scenerie. — „Und da behaupten Sauerampfer, es gäbe in der Welt heute kein edies Glück, keine Poesie mehr!“ schloß er. „Dummheit!“

In Barcelona kam dieser Tage Donna Maria Luisa Jingo, die Heldin von Punta Brava an. Sie wollte sich ihrer Zuckerrohr- und Tabakplantage Mouri (Cuba), als diese von dem Anführer Quintin Banderos bekümmert wurde. Die Bewohner wählten sich bis aufs Keuferste: der Mann der Frau Jingo und zwei ihrer Söhne wurden im Handgemenge geidötet. Als das Landgut von der Leuten Quintin Banderos' angenommen war, wollte dieser Frau Jingo dazu zwingen, „Biba Cuba libre!“ zu rufen, doch sie J.rie statt dessen: „Biba Espana!“ Der Rebellenführer ließ sie hart an, worauf sie ihm an die Kette sprang und ihm mit dem Daumen und Zeigefinger ein Auge austrück. Die Leute Quintin Banderos' mißhandelten sie darauf auf das fürchterliche; man schlichte ihr die Ohrspeichen auf, um sich ihrer Brillantgehänge zu bemächtigen und hieß ihr einige Finger ab, um sich die Ringe aneignen. Dann staltierte man sie mit einem Säbel, jagte ihr 15 Kugeln durch den Körper, der außerdem noch unzählige Wunden und Degentischunden erbeilt. Man ließ sie für tot daliegen. Von den Spaniern wurde sie zuerst auch für tot gehalten. Da aber das Herz noch schwach schlug, so wurde sie ins Lazareth gebracht. Eßf Monate dauerte es, bis sie die ersten Worte wieder stammeln konnte. Jetzt ist sie noch immer sehr krank und schwach.

Lebende Pferde sind erst in verhältnismäßig neuerer Zeit ganz aus Venedig verschwunden. Im Jahre 1287 wurde bloß das Reiten in der schmalen Straße Merceria verboten; der Doge Lorenzo Celfi (1361—1365) hatte in der Nähe von San Giobanni e Paolo einen Stall für siebzehn Pferde. Im Jahre 1367 wurde das Abhalten von Turnieren verboten, und des Verbot mußte 1442 erneuert werden. Stallungen scheinen noch 1580 im Dogenpalast vorhanden gewesen zu sein, und der österreichische Hofbeamte, der für den Einzug des Kaiser Franz in Venedig eine Karosse mit vier Pferden vorbereiten wollte, ist mit Unrecht ausgelacht worden.

In der Generalversammlung einer Actiengesellschaft leitete der Vorsitzende sich verächtliche reizende Stilleblüthen. So u. A.:

„Meine Herren! Der Herr Revisor Müller ist durch den Tod behindert, hier zu ercheinen.“

„Der Comandio ist krankheitsunwohlfeinshaber verkindert, an der Sitzung theilzunehmen.“

„Die Dividende gelangt bei dem stets hier anwesenden Bankhaufe Comandio zur Vertheilung.“

Derselbe Herr ärgerte sich eines Tages, daß in seinem Comptoir foriel gefreilich würde und gab seinem Unwillen in folgenden Worten Ausdruck: „Ich bequie nicht, meine Herren, wie man soviel essen kann, sehen Sie mich, alten Mann an, ich hier bin, geh' ich den ganzen Vormittag auf einer halben geschmirren Buttersemmel.“